

MANFRED BRAUN/MICHAEL ULRICH Schrei aus der Tiefe

MANFRED BRAUN/MICHAEL ULRICH

Schrei  
aus  
der  
Tiefe



## **Schrei aus der Tiefe**

Manfred Braun/Michael Ulrich

Taschenbuch, 128 Seiten

Artikel-Nr.: 255584

ISBN / EAN: 978-3-89397-584-6

Krankheit, Not und Leid sind allgegenwärtig. Doch wo ist Gott in dem allen? Warum lässt er so viel Leid zu? Warum greift er nicht ein – wenn es ihn denn gibt?

In diesem Buch berichten Menschen darüber, wie sie in verzweifelten und scheinbar ausweglosen Situationen Trost und Hilfe gefunden haben.

Volker: In einem Sanatorium im Harz erlebt Volker den Tiefpunkt seines Lebens. Während quälende Fragen den ans Bett gefesselten Familienvater umtreiben, legt der Soziale Dienst seiner Frau die Scheidung nahe ...

Gabi: Nach einem turbulenten Jahr als Hauseltern in einem Freizeithem freuen sich Gabi und ihre Familie auf eine besinnliche...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

**[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)**

dlv



Manfred Braun / Michael Ulrich

# *Schrei aus der Tiefe*

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2007

© by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld  
Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Umschlag: CLV  
Satz: CLV  
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-89397-584-6

# *Inhalt*

Der Tag, der mein Leben veränderte	7
Kampf auf Leben und Tod	31
»Wenn er doch nur sterben würde ...«	55
Zerstörte Träume!	76
Quo vadis? – Wohin gehst du?	103
Nachwort	126

---

*»Ich wag' den weiten Blick  
nach vorn und zurück,  
seh' auf Gewinn und Verzicht,  
fühle Trauer und Glück.*

*Und denk' ich auch manchmal,  
hinter mir läg' schon viel;  
es ist ein langer Weg bis zum Ziel.«*

---

Volker Köbsch

## *Der Tag, der mein Leben veränderte*



Es ist Freitag, der 27. Juli 1984, morgens um 6.20 Uhr. Mit meinem Motorrad, einer alten ES 150, fahre ich aus der Garage. Auf meinem Rücken befindet sich in einer Umhängetasche meine private Bohrmaschine, die ich für die Arbeit benötige. Während ich auf der regennassen Straße losfahre, denke ich noch

an den vergangenen Abend zurück. Martin, ein seltener Gast, war bei uns zu Besuch. Wir hatten eine gute Zeit miteinander und sprachen unter anderem über unsere Wünsche und Ziele für die Zukunft.

Nun fahre ich zum letzten Mal in dieser Woche in den Betrieb. Dann beginnt endlich das Wochenende! Ich freue mich sehr darauf.

Mit 40 Stundenkilometern lege ich mich in die Kurve am Ortsausgang. Ich hole nach links aus, um sie im Kurvenbrennpunkt rechts zu schneiden – eine Fahrweise, die ich hier schon oft praktiziert habe. Durch die hohen Bäume und Büsche im Kurvenbereich kann ich keinen Gegenverkehr erkennen. Als ich merke, dass mein Motorrad auf dem regennassen Kopfsteinpflaster aus der Kurve getrieben wird und mir ein Trabant entgegenkommt, gibt es nur noch eine Überlegung: links oder rechts vorbei!

Doch es ist zu spät! Sekundenbruchteile vor dem Aufprall schein ich das Bewusstsein verloren zu ha-

ben, sodass ich beim Aufprall keinen Schmerz spüre. Ich fliege in hohem Bogen über den Trabant hinweg und krache mit voller Wucht auf die umgehängte Bohrmaschine auf meinem Rücken. Als sich die Bewusstseinstrübung etwas aufhellt, versuche ich vom rechten Straßenrand aufzustehen. Doch es gelingt nicht. Die DMH (Dringende Medizinische Hilfe), die eine halbe Stunde später kommt, bringt mich ins Zschopauer Krankenhaus. Nach einer Röntgen-Untersuchung werde ich in das Bezirkskrankenhaus Karl-Marx-Stadt verlegt. Als ich meine Augen öffne, sehe ich meine Frau Christine und ihre Freundin am Krankenbett stehen. Dann ist wieder alles dunkel.

### *Christine*

6.20 Uhr: Volker fährt wie immer zur Arbeit. Er ist gerade ein paar Minuten weg, als ich durchs offene Fenster höre, wie ein Motorradfahrer dem anderen zuruft: »Da oben war ein Unfall!« In mir steigt wieder eine Unruhe auf, die ich schon seit Tagen spüre.

7.30 Uhr: Unser Nachbar kommt die Straße herunter und schiebt Volkers kaputtes Motorrad. Er versucht mich zu beruhigen: »Ist bestimmt nicht so schlimm, Volker klagte nur über seine Beine.« Ich wecke die Kinder, die nicht verstehen, warum ich weine. Schonend versuche ich ihnen zu erklären, was passiert ist.

9.00 Uhr: Ein Bekannter fährt mich ins Krankenhaus nach Zschopau. Ich bin entsetzt, als ich Volker wimmernd in einem Vierbett-Zimmer liegen sehe. Er nimmt mich gar nicht wahr. Die Aussagen des Arztes sind wenig aufschlussreich und bruchstückhaft: »Lendenwirbel kaputt, noch keine Lähmungserscheinungen, muss noch mal nachlesen ...« Ich bin geschockt und voller Fragen und Ängste.

Gegen Mittag bekomme ich zu Hause einen Anruf. Volker ist in das Bezirkskrankenhaus nach Karl-Marx-Stadt verlegt worden. Inzwischen bin ich völlig aufgelöst, was sich auch auf die Kinder überträgt. Gabi, eine liebe Freundin, fährt mich ins Krankenhaus. Auf der Station empfängt mich eine Ärztin mit den Worten: »Ihr Mann ist sehr schwer verletzt. Er hat schwere innere Blutungen im Bauchraum, eine Beckenfraktur, eine Fraktur des zwölften Brust- und ersten Lendenwirbels, Rippenserienfraktur, Schädelhirntrauma, Kreuzbein- und Steißbeinfraktur. Wir wissen nicht, ob er diese Nacht übersteht, bitte rufen Sie morgen früh an, ob er noch lebt!« Ich bin wie betäubt – kann alles nicht fassen. Dieser Albtraum muss doch endlich zu Ende sein. Gleich werde ich aufwachen, und alles ist wie immer. Gabi versucht mich zu trösten.

Zu Hause stürmen die Anfragen mehrerer Leute auf mich ein. Sie wollen wissen, wie es um Volker steht. Doch ich möchte nicht reden. Ich bin immer noch wie betäubt. »Oh Gott, lass mich endlich aus diesem entsetzlichen Albtraum aufwachen. Bitte lieber Gott, lass es nicht Wahrheit sein!« Irgendwie schaffe ich es, die Kinder ins Bett zu bringen. Dann kommt Reinhold, einer unserer Freunde, und betet mit mir. Es tut mir gut.

Nach einer Nacht voller Ungewissheit und Unruhe rufe ich mit flauem Gefühl im Magen am nächsten Morgen um 6.00 Uhr im Krankenhaus an. Volkers Zustand ist unverändert. Die Kinder können nicht begreifen, dass ihr Vati plötzlich nicht mehr von der Arbeit nach Hause kommt. Sie spüren, dass etwas Schlimmes passiert ist.

Ich bekomme die Erlaubnis, Volker den ganzen Tag im Krankenhaus zu betreuen. So verbringe ich nun Tag für Tag an seiner Seite. Es ist ein ständiges Auf und Ab.

Mal geht es besser, mal kommt ein Tiefschlag. Ich hadere mit Gott – klage ihn an. Warum ließ er es zu, dass Volker so schwer verletzt wurde? Er wird doch gebraucht – in der Familie, in dem Jugendkreis, in welchem er mitgearbeitet hat, und in der Kirchengemeinde, zu der wir gehören.

Dankbar bin ich meiner Mutter und meiner Schwiegermutter, dass sie die Kinder übernehmen und mir so den Rücken frei halten.

Doch es dauert nicht lange, und ich bin mit meiner Kraft völlig am Ende. Ständig muss ich mich übergeben und bin total erschöpft. Meine Heimarbeit muss ich aufgeben, weil ich sie einfach nicht mehr schaffe. Ich sehne mich danach, mal eine halbe Stunde für mich zu haben, um meine Gedanken ordnen und mit Gott reden zu können. Er hat die Möglichkeit, Volker wieder gesund zu machen, wenn er es will – davon bin ich überzeugt. Aber ich möchte den Kopf auch nicht in den Sand stecken. Ich will mich bewusst mit dem Gedanken auseinandersetzen, dass Volker vielleicht nie mehr laufen kann.

Die Kinder verarbeiten die tragischen Veränderungen auf ihre Weise. Peggy schreckt fast jede Nacht hoch und wird von fürchterlichen Weinkrämpfen geschüttelt. Daniel dagegen ist ständig aufgedreht und strapaziert meine angegriffenen Nerven bis zum Äußersten. Franziska bekommt noch am wenigsten mit, sie ist ja noch nicht mal ganz zwei Jahre alt.

## **Verzweifelte Hoffnung**

*Volker*

Die Diagnose meiner Verletzung ist niederschmetternd. Dennoch habe ich keine Ahnung, welche Folgen dieser Unfall für mein weiteres Leben und das meiner Fami-

lie haben wird. Mit verzweifelnder Hoffnung klammere ich mich an die Halbwahrheiten, mit denen mich der Chefarzt zu trösten versucht: »Herr Köbsch, Sie werden kein Gefühl mehr in den Füßen haben und beim Laufen im unwegsamen Gelände werden Sie auf jede Unebenheit achten müssen.«

Doch ich schöpfe immer wieder Hoffnung aus einem Zitat, das ich am Morgen des Unfalltages gelesen und später auf meinen Nachttisch gestellt habe. Es lautet: »*Denn so spricht der Herr: Unheilbar ist dein Bruch, bössartig ist deine Wunde! Denn ich will dir Genesung bringen und dich von deinen Wunden heilen ...*« (Die Bibel, Jeremia 30, Vers 12 und 17).

Ich danke Gott für diese Perspektive. Zu erfahren, dass viele Menschen in Ost und West für mich beten, gibt mir neuen Mut – ebenso die Mut machenden Briefe aus allen Ecken Deutschlands. Meine Frau besucht mich täglich und ab und zu darf sie eines der Kinder mitbringen. Auch an Besuchen durch Freunde und Bekannte fehlt es in den sechs Wochen im Bezirkskrankenhaus Karl-Marx-Stadt nie. Noch keimt in mir die Hoffnung, eines Tages wieder meinem Beruf nachgehen und ein normales Leben führen zu können.

Obwohl die Neurochirurgie in diesem Bezirkskrankenhaus für DDR-Verhältnisse recht modern ist, gibt es in der Behandlung doch einige Defizite. So weiß das Pflegepersonal beispielsweise nicht, dass bei einer Querschnittslähmung auch eine Darm- und Blasenlähmung vorliegt. Die Wirbelbruch-Verletzungen werden konservativ behandelt. Ich muss wochenlang auf dem Rücken auf einer Rolle liegen. Diese verursacht in kürzester Zeit schwere Druckgeschwüre (Dekubitus). Bei der kleinsten Bewegung habe ich wahnsinnige Schmerzen.

Doch nicht alles ist negativ. Meine tägliche Beschäftigung mit dem wertvollsten aller Bücher führt immer wieder zu guten Gesprächen mit Schwestern und Patienten. Es stellt sich bald heraus, dass sich auch unter dem Krankenhaus-Personal einige Gleichgesinnte befinden. Sie bemühen sich besonders, mir den Aufenthalt erträglicher zu gestalten.

Das tägliche Auf und Ab meines Gesundheitszustandes zehrt an meinen Nerven. Patienten kommen und gehen, nur ich muss bleiben und kann nicht einmal das Bett verlassen. Ich sehne mich nach Hause. Doch daran ist überhaupt nicht zu denken. So kommen zu den körperlichen Schmerzen mehr und mehr auch quälende seelische Schmerzen hinzu.

Nach einer Becken-Operation rückt langsam der Tag meiner Verlegung in ein Sanatorium nach Sülzhayn (Südharz) näher. Ich kann die Tränen nicht zurückhalten, als ich mir die lange Trennung von Christine und den Kindern ausmale. Nur mit Mühe kann ich mich unter Kontrolle halten, als wir in meinem Krankenzimmer einen kleinen Abschieds-Gottesdienst feiern.

### **Ins Sperrgebiet**

Die Verlegung ist für den 11. September geplant. Sülzhayn liegt im damaligen Sperrgebiet, sodass man für die Fahrt einen Passierschein benötigt. Da dieser nicht vorliegt, verschiebt sich der Krankentransport an diesem Tag um mehrere Stunden. Glücklicherweise bekommt auch Christine einen Passierschein und kann mich so auf der 300 Kilometer langen Strecke über die holperigen Straßen der DDR begleiten. Sechs endlos lange Stunden einer schmerzvollen Fahrt – eine grausame Tortur für einen Patienten mit Verletzungen, wie ich sie erlitten habe.

Und dann sehe ich zum ersten Mal den »Steierberg«, zwei bis drei Kilometer vom eigentlichen Ort entfernt – ein altes, verwahrlostes Haus mit abgeblätterter Farbe. Früher hat man hier Herz-Kreislauf-Patienten untergebracht. Aber das war zu gefährlich, da direkt an diesem Zentrum der Grenzzaun vorbeiführte. Bei den Rollstuhlfahrern, die nun hier behandelt werden, besteht ja keine Fluchtgefahr.

Durch einen dunklen Gang werde ich auf ein Zweibett-Zimmer geschoben. Mein Körper »summt« heftig vor Schmerzen, als ich auf das Bett gelegt werde. Das 20 Quadratmeter große Zimmer hat eine Deckenhöhe von 3,50 Meter, absolut kahle Wände, gelblich getönt. Das gleißende Neonlicht macht den Raum auch nicht gerade gemütlicher. Welch ein Gegensatz zum Bezirkskrankenhaus in Karl-Marx-Stadt.

Verwöhnt vom vielen Besuch im Bezirkskrankenhaus, macht sich nun beim Abschied von Christine eine tiefe Resignation breit. Es herrscht eine bedrückende Stimmung und mein Gemütszustand ist auf dem absoluten Tiefpunkt angelangt. Der raue Ton der Ärzte und Schwestern, den ich hier erlebe, tut ein Übriges, um den letzten Rest Hoffnung zu töten: »So, Herr Köbsch, finden Sie sich damit ab, dass Sie ein Leben lang im Rollstuhl sitzen müssen.«

Auch bei dem Thema »Abführen« kennt man hier in der Klinik in Sülzhayn kein Er-



barmen. Ganze zwei »Stuhltage« gibt es in der Woche! Außer der Reihe ist kein Stuhlgang erlaubt. Wie verläuft nun so eine Nacht? Um 4 Uhr nachts beim Fiebermessen werde ich in »Pampers« eingepackt. Es werden zwei Pyrilax-Zäpfchen verabreicht und ich bekomme Sennesblätter-Tee zu trinken. Die Wirkung lässt nicht lange auf sich warten. Man liegt dann hilflos in seinen Exkrementen, bis endlich der Morgendienst kommt!

In dieser Zeit grübele ich oft über meine Zukunft, die Zukunft meiner Ehe, die Zukunft meiner Familie. Sechs Jahre war ich glücklich verheiratet, außerdem gesund und munter – und nun hieß die niederschmetternde Diagnose: Querschnittslähmung! Wird unsere Ehe diesen extremen Herausforderungen standhalten? Die Statistik spricht eindeutig gegen uns.

Ich habe gehört, dass 90 Prozent aller Ehen, in denen plötzlich ein Partner querschnittsgelähmt ist, geschieden werden. Immer wieder schreie ich Gott meine Not und meine Verzweiflung entgegen und bitte ihn um Hilfe und Rat.

Ich höre keine donnernde Stimme aus dem Himmel und erlebe nicht das große Wunder einer plötzlichen Heilung. Aber mir wird das vielleicht noch größere Wunder geschenkt – inmitten von Angst, Schmerz, Ungewissheit und Not weiß ich mich doch bei Gott geborgen. Ja, ich kann bezeugen, dass ich hier in Sülzhayn, am Tiefpunkt meines Lebens, Gottes Nähe und Trost in ganz besonderer Art und Weise erlebe. Die Worte, die Gott einst einem anderen, leidgeprüften Mann zugesprochen hat, sind auch zum Leitspruch meines Lebens geworden: »*Meine Gnade genügt dir, denn meine Kraft kommt in Schwachheit zur Vollendung*« (Die Bibel, 2. Korinther 12, Vers 9).

## Schikanen

Nicht nur für mich – auch für meine Frau Christine ist es eine sehr schwere Zeit. Für jeden Besuch benötigt sie einen Passierschein von der Polizeibehörde. Jedes Mal tritt eine Abordnung zusammen und berät, ob der Passierschein erteilt wird oder nicht. Angst und Herzklopfen begleiten Christine bei jedem Gang zu der Behörde, denn auch sie ist schon einmal durch ihre Aktivitäten als Christ ins Visier der Stasi (Staatssicherheitsdienst) geraten.

In dieser angespannten Situation wird Christine vom Sozialen Dienst zu einer »Beratung« bestellt, in der sie unter anderem gefragt wird, ob sie mit einem derart behinderten und eingeschränkten Mann überhaupt noch zusammenleben wolle. Eine Scheidung sei bei dieser Sachlage kein Problem.

Diese Tage sind die allerschwersten in meinem bisherigen Leben. Ich bin total unten – am Boden zerstört – und weiß nicht mehr aus noch ein. Wiederum schreie ich meine Not, meine Verzweiflung einem anscheinend schweigenden Himmel entgegen: »Oh Gott, warum? Warum ich? Ich, der ich drei Kinder habe, glücklich verheiratet bin, einen guten Beruf habe. In der Jugendarbeit bin ich aktiv gewesen und in der Kirchengemeinde. Warum nur, warum?« Wie real und aus tiefstem Herzen nachvollziehbar wird mir die Verzweiflung Hiobs, als er vor Gott klagte: »*Ich schreie zu dir, und du antwortest mir nicht!*« (Die Bibel, Hiob 30, Vers 20).

Während quälende Gedanken in Bezug auf meine Gegenwart und Zukunft mich umtreiben und beunruhigen, wandern meine Gedanken auch in die Vergangenheit und Erinnerungen werden wach.

## **Erinnerungen**

Am 16. März 1956 wurde ich in Dresden als drittes Kind meiner Eltern geboren. Mein Vater hatte im Krieg ein Bein verloren, als er gerade einmal 21 Jahre alt war. Durch diese Behinderung war unser Leben als Familie immer ein Stück weit eingeschränkt. Dennoch widerstand ich in der Schulzeit allen Bemühungen seitens der Lehrerschaft oder der Direktion, mich in irgendwelche sozialistischen Organisationen hineinzuzwängen, seien es Pioniere, FDJ (Freie Deutsche Jugend), Jugendweihe oder deutsch-sowjetische Freundschaften. Schüler, die Mitglieder in diesen Organisationen waren, hatten es natürlich leichter. Doch es war mein Ziel, einen klaren Weg zu gehen. Nach meinem Schulabschluss, der mittleren Reife, erlernte ich den Beruf des Bühnenfacharbeiters am Großen Haus in Dresden. Da dies letztendlich doch nicht meinen Vorstellungen entsprach, entschloss ich mich zu einer zweiten Lehre als Möbeltischler.

Während dieser Zeit waren wir an Wochenenden oft zu diakonischen Einsätzen im Epilepsie-Zentrum Kleinwachau unterwegs. Diese Arbeit weckte in mir die Idee, nach Beendigung meiner zweiten Lehre ein diakonisches Jahr zu absolvieren. Durch die Innere Mission wurde mir eine Stelle auf dem Katharinenhof in der Nähe von Herrnhut vermittelt. Hier erlebte ich als Mitarbeiter bei 23 schwerstbehinderten Kindern eine spannende Zeit. Die Art und Weise, wie diese Kinder die ihnen entgegengebrachte Liebe zurückgaben, war eine tolle Erfahrung, die ich in meinem Leben nicht missen möchte.

Doch den guten Erfahrungen auf dem Katharinenhof sollten bald weniger gute folgen. Denn die Einberufung zum Wehrdienst stand bevor. Zwar gab es in

der DDR bereits damals die Möglichkeit des Wehr-Ersatzdienstes (die sogenannten Spatensoldaten), doch war das noch wenig bekannt. So wurde ich zum Wehrdienst nach Marienberg einberufen.

Voller Angst sah ich dem schwarzen Tag meiner Einberufung entgegen. Nicht nur, dass die Kaserne von Marienberg als streng und schwierig verschrien war, ich befürchtete außerdem, dass meine christliche Einstellung mir zusätzliche Probleme bereiten könnte.

Ich hatte eine Kontaktadresse von Christen in Marienberg – ein kleiner Strohalm, an den ich mich klammerte: Eberhard Heiße und seine Frau sollten in meinem Leben noch eine große Bedeutung haben. Sie knüpften von außerhalb Kontakte zu Christen in der Kaserne und organisierten Treffen, um heimlich gemeinsam in der Bibel zu lesen und zu beten. Natürlich blieben auch ihre Aktivitäten der Stasi nicht verborgen, und sie mussten deswegen Verfolgung und Schikanen ertragen.

Durch Eberhard Heiße wurde mir bewusst, dass ich mich zwar als Christ verstand, mir aber das Entscheidende fehlte: eine lebendige Beziehung zu Jesus Christus! Obwohl ich christlich erzogen worden war und schon von Kindheit an versucht hatte, christlich zu leben, war dennoch diese bewusste Entscheidung ein ganz wichtiger Schritt in meinem Leben. Ich erkannte mich als schuldig vor Gott, nahm sein Angebot der Rettung und Erlösung in Jesus Christus an und übergab ihm die Herrschaft über mein Leben.

Eberhard ermutigte mich, meinen Glauben zu leben, zu bezeugen und als Mitarbeiter in der Kirchengemeinde tätig zu werden. Anfangs fiel es mir sehr schwer, vor so vielen Leuten meinen Glauben zu bekennen und über die Bibel und Erfahrungen mit Gott zu re-

den. Doch mit der Zeit bereitete es mir Freude, Gott auf diese Weise die Ehre zu geben. In diesem Umfeld lernte ich auch meine spätere Frau Christine kennen.

Neben all dem Guten erlebte ich aber auch »Gegenwind«! Eines Abends trafen wir uns wieder einmal an einem geheimen Ort, um miteinander in der Bibel zu lesen und zu beten. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und ein Vorgesetzter kam mit einigen Gefreiten hereingestürmt. Er brüllte uns an, wollte wissen, was wir hier taten, und notierte unsere Personalien. Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Wir wurden strafversetzt und in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Ich kam nach Bärenstein zu einem Baukommando. Damit war meine verbleibende Dienstzeit von Degradierung und Ausgangssperre sowie allerlei Schikanen geprägt. Wegen meiner jungen Liebe zu Christine traf mich die Ausgangssperre besonders hart. Dennoch wurde ich vor Schlimmerem bewahrt, denn einer Inhaftierung in das Militärgefängnis Schwedt entging ich nur knapp.

Nach dem Wehrdienst kehrte ich an meine alte Arbeitsstelle zurück. Ich übernahm ehrenamtlich die Leitung der Jungen Gemeinde in Dittmannsdorf und es begann die schöne Zeit, in der Christine und ich uns näher kennenlernen konnten. 1978 heirateten wir. Nur sechs Jahre später, im Sommer 1984, waren wir mit Daniel (fünf Jahre), Peggy (vier Jahre) und Franziska (knapp zwei Jahre) schon eine große Familie. Zu dieser Zeit ahnten wir nicht, wie zerbrechlich dieses junge Familienglück war ...

### **Hiobs Botschaft**

An einem Abend im Jahr 1984 versammelten sich in dem kleinen Ort Dittmannsdorf, in der Nähe von Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz, die Jugendlichen

der Gemeinde um mich, ihren Leiter. Der Vorschlag des Ortspfarrers, die bekannte Geschichte Hiobs aus der Bibel einmal richtig textgetreu nachzuspielen, hatte bei allen große Begeisterung ausgelöst. Schnell waren die Rollen verteilt. Nur für die Hauptrolle, für Hiob selbst, wollte sich kein Freiwilliger finden lassen.

Ich spürte, dass die Augen und Erwartungen der jungen Leute auf mich gerichtet waren. »Na gut, ich mache es«, lenkte ich etwas widerwillig ein und übernahm die Hauptrolle. Zu dieser Zeit dachte ich nicht im Traum daran, dass Hiobs Erfahrungen auch bald meine eigenen werden würden. Obwohl ich durch die Stasi und das DDR-Regime mit einigen Nachteilen zu kämpfen hatte, ging es mir im Großen und Ganzen recht gut. Mit 28 Jahren war ich glücklich verheiratet und Vater dreier Kinder. Mein Beruf als Tischler machte mir viel Freude und der erste Urlaub mit meiner Familie stand bevor.

### **Die letzten Tage in Sülzhayn**

Doch statt irgendwo mit der Familie in der Sonne zu liegen und den Urlaub zu genießen, lag ich nun hier in der Klinik, ans Bett gefesselt, und hatte viel Zeit zum Grübeln. Die Rolle, die ich einst gespielt hatte, war nun zur schmerzlichen Realität meines eigenen Lebens geworden.

In dieser Phase wurden Lieder für mich zu einem wirksamen Trost. Oft nahm ich meine Gitarre und spielte Lieder aus dem Liederbuch unserer Kirchengemeinde – zum Beispiel dieses:

*»Ich lobe meinen Gott,  
der aus der Tiefe mich holt,  
damit ich lebe ...«*

Besonders die dritte Strophe brachte meine Empfindungen und Hoffnungen zum Ausdruck:

*»Ich lobe meinen Gott,  
der meine Tränen trocknet,  
dass ich lache.  
Ich lobe meinen Gott,  
der meine Angst vertreibt,  
damit ich atme.«*

Das Lied wurde mein Lieblingslied und ich spielte es immer wieder. So gab es doch manche Dinge, die ein wenig Licht und Hoffnung in mein düsteres Leben brachten.

Nachdem ich schon viele Wochen flach im Bett gelegen hatte, geschah eines Tages ein Wunder. Die Physiotherapeutin sagte: »Herr Köbsch, Sie haben eben mit dem Bein gezuckt.« Konnte das möglich sein? Ich galt doch als komplett querschnittsgelähmt.

Es stimmte wirklich und mit hartem Training wurden die noch vorhandenen Muskeln so aufgebaut, dass ich bis heute kurze Strecken an Stützen gehen kann. »Inkomplett gelähmt« – das war ein unwahrscheinliches Geschenk an mich und ich dankte von Herzen meinem Schöpfer.

Ein anderes Mal kam ein Rollstuhlfahrer in mein Zimmer. In wenigen Minuten erzählte er mir, was man als Rollstuhlfahrer alles machen kann: reisen, mit dem Flugzeug fliegen, Sport treiben und, und, und ... Welche Freude und Motivation löste doch diese kurze Begegnung mit einem fürsorglichen Leidensgenossen bei mir aus.

Und dann kam der Tag, an dem mir der erste Rollstuhl gebracht wurde. Er wog 26 Kilogramm, war schwer zu bedienen und aus heutiger Sicht eine Fehl-

konstruktion. Doch ich hätte am liebsten vor Freude »Luftsprünge« gemacht! Endlich das Bett verlassen, endlich einmal nach draußen fahren können.



Eine weitere Überraschung erlebte ich, als mich Christen aus dem nahe gelegenen Dorf besuchten. Durch Eberhard Heiße, mit

dem ich während meines Wehrdienstes Kontakt hatte, erfuhren sie von meinem Leid und machten sich auf den Weg. Sie nahmen mich mit nach Hause in ihre Familien. Welch eine willkommene Abwechslung in meinem grauen Alltag.

Und dann stand Weihnachten vor der Tür. Nach einem langen halben Jahr sollte ich nun zum ersten Mal wieder nach Hause dürfen. Die Vorfreude war riesengroß!

### **Hindernisse**

Zu Hause aber stellten sich meinen hohen Erwartungen schnell neue Probleme entgegen. Stufen, Treppen, zu enge Türen – alles war schwierig und musste irgendwie gemeistert werden. Hilfsmittel, wie zum Beispiel harnableitende Systeme oder Urinale, gab es in der damaligen DDR nicht. Wie deprimierend war es, wenn man einen Harnwegsinfekt hatte. Kaum war man angezogen, war schon wieder alles nass.

Nach den Silvestertagen musste ich wieder in die Klinik nach Sülzhayn zurück und blieb dort bis Mitte

März. Dann durfte ich endlich nach Hause und musste dort mit den vielen Barrieren und Problemen allein zurechtkommen.

Der erste Gottesdienst im Rollstuhl in meiner Kirchengemeinde war für mich etwas ganz Besonderes. Ich war wieder daheim! Langsam konnte ich wieder an der Mitarbeit dort anknüpfen, Abende leiten und Lieder auf meiner Gitarre begleiten.

Und dann waren da noch meine Kinder, die ich so sehr liebte. Doch ich war ihnen in der langen Trennungszeit fremd geworden. Oft waren es Kleinigkeiten, die mich niederdrückten und mir schwer zu schaffen machten. Ich erinnere mich noch daran, dass unser Sohn Daniel einmal frech war und dann einfach die Treppe hochrannte. Er schaute schadenfroh von oben herab und rief: »Ätsch, Du kommst ja sowieso nicht hier hoch.« Das waren innerliche Spannungen und seelische Schmerzen, die ich erst einmal überwinden musste.

Unsere Wohnung war viel zu klein für die Familie. Wir schliefen im zweiten Stock und wohnten im ersten. Die Treppen waren äußerst schwierig zu bezwingen. Meine Schwiegermutter überraschte uns eines Tages mit der Idee: »Baut doch ein Haus!« Für mich war dieser Gedanke so abwegig, dass ich gar nichts davon hören wollte. Doch meine Schwiegermutter ließ nicht locker. Sie steckte Christine und meinen Schwiegervater mit der Idee an. So wurde nach einiger Zeit tatsächlich ein Baugesuch gestellt, das aber umgehend abgelehnt wurde. Christine wurde zur Baubehörde bestellt. Als sie im Büro des verantwortlichen Mannes für Eigenheimbau unser Anliegen vortrug, kippte der fast aus seinem Sessel. »Sind Sie noch normal? Für einen Menschen, der keine produktive Leistung mehr bringt,

ein Haus bauen zu wollen? Niemals!«, brüllte er meine Frau an.

### **Zeit der Wunder**

Dass es dennoch möglich wurde, eine Baugenehmigung zu bekommen und mit ganz geringen finanziellen Mitteln ein großzügiges, behindertengerechtes Haus zu bauen, war für uns ein weiteres Wunder und besonderes Geschenk unseres Vaters im Himmel, der es gut mit uns meint und für uns sorgt. Viele freiwillige Helfer tummelten sich immer auf unserer Baustelle. Da waren die Leute aus der Kirchengemeinde, Freunde und Verwandte, die uns mit Rat und Tat zur Seite standen. Die Mangelwirtschaft der DDR stellte uns beim Hausbau immer wieder vor große Probleme, aber wir durften in dieser Zeit viele kleine und große Wunder erleben.

Alle Arbeiten, die ich irgendwie aus dem Rollstuhl heraus erledigen konnte, übernahm ich bereitwillig: Mörtel mischen, wenn kein Handlanger da war, die vollen Eimer über einen Flaschenzug nach oben ziehen und viele andere kleine Handgriffe. Oftmals schien für Christine und mich durch die harte Arbeit die Grenze der Belastbarkeit überschritten, aber mit Gottes Hilfe hielten wir durch. 1987 konnten wir als Familie in ein barrierefreies Haus einziehen.

Dass wir in dieser Zeit auch noch ein viertes Kind bekamen, war die Krönung unseres Glücks. Die Ärzte hielten dies für unmöglich, die Umgebung reagierte erwartungsgemäß mit Unverständnis, doch wir waren und sind froh, dass wir unseren Simeon noch bekommen haben.

Das ungewohnte Leben im Rollstuhl muss natürlich gelernt werden. Es waren ganz neue Erfahrungen,